

GRÜNWINKLER Geschichte/n



Die Sammel-Reihe des Grünwinkler Anzeigers – Folge 11 | Juni 2016

Zeitzeugen berichten: Not – Entbehrung – Hilfsbereitschaft

11



Überblick:

Flüchtlingskrise ist das beherrschende Thema seit Monaten. Dabei gehören Flucht und Vertreibung, Neuanfang und Zuversicht zur Geschichte der Menschen, auch in Grünwinkel. Vielleicht gerade in Grünwinkel. Entstanden ist unser Stadtteil aus einem Gutshof, um den die Herrscherin Handwerker- und Bauernfamilien ansiedelte. Wir berichteten in der letzten Folge. Den Auswanderungen haben wir in unserer Chronik ein eigenes Kapitel gewidmet. Unsere Siedlungen – Gartenstadt-, Alb-, Hardeck- und Heidenstückersiedlung – entstanden in Notzeiten, um Menschen eine neue

Perspektive zu geben

Und die Nähe zum Westbahnhof mit seiner Industrie sorgte für so manche Zerstörung durch Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg. Not und Entbehrungen waren die Folge. Es gab aber auch Hilfsbereitschaft und immer Zuversicht. Davon berichten die Zeitzeugen Annemarie Pollack-Karkow, Marga Götz und Richard Gäckle. Immer wieder erhalten wir auch Fotos aus jenen Zeiten, die wir gerne veröffentlichen.

Viel Spaß beim Lesen und Sammeln
Ihr Gerhard Strack

Annemarie Pollack-Karkow erinnert sich, wie es sie in die Heidenstückersiedlung verschlug

Die Stadtverwaltung in Bremerhaven hatte im Sommer 1944 beschlossen, alle Schulkinder wegen des ständigen nächtlichen Fliegeralarms an der Küste aus der Stadt zu schicken. Wir Schüler wurden mit unseren Lehrern in das Landesinnere gebracht und am Bahnhof des jeweiligen Bestimmungsortes von Gasteltern ausgewählt. So stand ich mit meinen Schulkameraden auf dem Bahnhof in Rotenburg und versteckte mich in der letzten Reihe. Doch das half nichts, eine ältere grauhaarige Dame, die mir erst gar nicht so angenehm war, hatte mich entdeckt. Sie brachte mich zu ihrer Freundin, der das schöne Café Müller gehörte. Es war am 25. Juli 1944, sieben Tage nach dem 10. Geburtstag meiner Schwester. Diesen Geburtstag feierten wir noch mit frischen Erdbeeren aus dem Garten gemeinsam mit unseren Eltern in Bremerhaven.

Mein Vater war als arbeitsloser Berufssoldat aus Westpreußen nach Bremerhaven gekommen. Er hatte beschlossen, mit Bruder und Onkel nach Amerika auszuwandern. Aber da gab es 1929 viele Hindernisse. Eines davon war meine Mutter, und so sorgte dann meine Ankunft 1931 dafür, dass sie alle in Bremerhaven geblieben sind. Amerika ade!

Drei Tage nach dem 18. September 1944, der Nacht, in der ich in Rotenburg auf dem Dachboden den feurigen Himmel sah, glühten die Luftschutzkeller in Bremerhaven

noch bei 80 Grad Hitze und erst danach konnte mein Onkel seinen Bruder identifizieren. Er musste mir die Nachricht überbringen, dass ich meine Eltern nicht wiedersehen werde. Um die gleiche Zeit weinten in Karlsruhe zwei Menschen, Emma und Oskar, um ihre verlorenen Söhne. Zwei, die in Karlsruhe glücklich geworden waren und die Gott dafür gedankt hatten. Nun besaßen sie nur noch das Häuschen mit dem langen Schornstein und dem abgebrannten Dach und ihr Wunsch war, eine Menschenseele zu finden, der sie ein Zuhause geben konnten.

Es dauerte noch drei Jahre.

Im ersten Jahr nach dem Tode meiner Eltern konnte ich zusammen mit meiner Schwester, die von anderen Gasteltern zu mir gekommen war, im Café Müller in Rotenburg bleiben. Wir erlebten dort das Ende des Krieges. Die über Frankreich herangerückten alliierten Truppen wollten am 21. April 1945 das kleine Städtchen bombardieren, weil deutsche Soldaten eine Befestigungslinie in Rotenburg aufgebaut hatten und nicht bereit waren, die Stadt aufzugeben. Nie vergesse ich, wie wir uns alle zitternd an den Händen hielten, wohl 20 Personen, alles Frauen und Kinder aus der Nachbarschaft, die in dem Gewölbe des Weinkellers mit uns schon einige Tage und Nächte Schutz gesucht hatten. Wir hörten schon das tiefe Brummen der Motoren und wussten alle, unser Leben ist vorbei, wenn die Bomben auf die kleinen Häuschen von Rotenburg fallen.

Das Brummen kam näher und wurde so stark, dass unser Keller bebte, da erkannten wir, es waren die Panzer, die heranrollten und ein Hauch von Erleichterung erfüllte den Raum. Gleich darauf wurden oben die Schlösser der Eingangstüren aufgeschossen und schwere Stiefel näherten sich unserem Kellerabgang hinter der Theke. Riesig lange Schuhe und ein Gewehrlauf waren das erste, was wir zu sehen bekamen. Ein englischer Soldat kam die kleinen Stufen in den Weinkeller herab, er suchte nach deutschen Soldaten, die sich vielleicht versteckt hatten, doch er fand nur uns, verstörte Kinder, ängstliche Frauen und einen alten Opa. Die „Liebfrauenmilch“ fanden sie dann später, nachdem das Café als Casino besetzt wurde.

Wir mussten uns nach einer anderen Bleibe umsehen. Da mein Onkel, nun unser Vormund, selbst ausgebombt war, brachte er mich zu einem Bauern in der Nähe von Bremerhaven, damit ich nicht verhungern sollte. Meine Schwester konnte er zu sich nehmen, dadurch waren wir jetzt fast 20km voneinander entfernt. Auf dem Bauernhof lernte ich, 14jährig, erst einmal melken, dreimal täglich. Dabei übte ich das Frühaufstehen um 5 Uhr morgens. Ganz verschlafen hörte ich dann, wie die Bäuerin die Treppe heraufstieg und an meinen Verschluss klopfte, in dem ich auf einer Holzpritsche lag, die mit Stroh aufgefüllt und mit einem kleinen Laken bedeckt war, das wohl zu einem Kinderbett gehört hatte. Dann zupfte ich mir erst mal die Strohhalme aus den Haaren, erfrischte mich mit Regenwasser aus der Handpumpe und schlupfte in meine Holzpantinen. Je nach Standplatz der Kühe auf der Weide hatte ich dann noch ein Stück mit meinem Kannenwägelchen zu laufen. Da aber die Kühe auf der Weide beim Melken höchstens 10 Minuten stillstanden und dann weiterliefen und Gras knabberten, blieb mir nichts anderes übrig, als in der von der Kuh vorgegebenen Zeit meinen 10-Li-

ter-Eimer zu füllen, den ich dann stolz zum Wägelchen schleppte, um die Milch durch ein Sieb in die Kannen zu füllen. Ich sollte mich ja nützlich machen! Mein Lohn betrug 10 RM im Monat.

Meine Lernfähigkeit steigerte sich auch dahin, dass ich, selbst wenn ich beim Grünkohlessen die bis zu 4cm langen Raupen auslesen musste und den Tellerrand damit garnierte, keinen Laut über die Lippen brachte. Als der Pastor des Dorfes eines Tages feststellte, dass ich ein Heidenkind war, denn mein Vater wollte mich durch die NSDAP „formieren“ lassen, sollte ich zweimal wöchentlich nachmittags die Konfirmandenstunde nachholen. So lief ich fast eine Stunde vom Alten Deich nach Spieka in die Kirche, das Vaterunser vor mich „hinschmetternd“, denn ich hatte beobachtet, dass mir Pastor Brinkmann immer für's Auswendiglernen einen kleinen Auf- und einen langen Abstrich in sein Büchlein schrieb.

Der Rückweg über die einsamen Felder und Wiesen, wenn am späten Nachmittag schon die Nebelschwaden um mich herumstürmten, gestaltete sich jedesmal wie der Lauf durch eine Geisterbahn. Dann half mir das laute Singen der Verse von Paul Gerhard: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da Dein Fuß gehen kann“. Der Weg reichte gerade für 12 Verse. Für das „Vergnügen Konfirmandenstunde“ wurde mein Lohn auf 5 RM gekürzt. Der Betrag reichte gerade für das Fahrgeld, um meine Schwester besuchen zu können. Am Silvester 1945, nachmittags um 3 Uhr fuhr mir der einzige Zug vor der Nase weg, ich war zum Bahnhof schon eine dreiviertel Stunde zu Fuß unterwegs gewesen. Kurz entschlossen lief ich dem Zug hinterher auf der damals menschenleeren B6, die von Cuxhaven nach Bremerhaven fast parallel zur Bahnlinie

verläuft. In den folgenden drei Stunden, von denen ich schließlich eine Stunde in vollkommener Dunkelheit laufen musste, traf ich nur eine Menschenseele, die mich ein Stück begleitete. Kein Fahrzeug kam vorüber. Meine Schwester empfing mich mit der Worten: „Wo kommst Du denn her?“

Das dritte Jahr nach dem Tode meiner Eltern verbrachte ich dann bei der Familie meiner Schulfreundin wieder in Bremerhaven. Es waren fünf Kinder, mit mir acht Personen in einer Dreizimmerwohnung. Der Vater kam krank aus der Kriegsgefangenschaft und die Mutter musste am Hafen Kohlen klauen und durch Beziehungen Heringe organisieren, damit wir in dem schlimmen kalten Winter 1946/47 nicht erfroren und verhungert sind. Abwechselnd gab es Kartoffeln mit Hering oder Hering mit Kartoffeln und graue Nudeln in Buttermilch gekocht. Der Hunger war unser ständiger Begleiter. Die amerikanische Hoover-Speisung, eine Haferflockensuppe, die wir in der Schule erhielten, kam mir vor wie ein Trostpflaster für die verlorenen Eltern.

Am Ende des dritten Jahres bekam ich eine Lehrstelle und musste täglich durch die ganze Stadt fahren. Oft ging ich auf dem Heimweg zu Fuß durch die 1 km lange Geschäftsstraße, die jetzt nur aus Ruinen bestand, so konnte ich die 10 Pfennige für die Straßenbahn sparen. Dabei kam ich auch an den Trümmern des Hauses vorbei, in dem ich meine Kindheit erlebt hatte. Um mich herum nur Trümmer und Ruinen und die Keller standen randvoll unter Wasser. Plötzlich eine Stimme hinter mir: „Hast Du ein bisschen Zeit für mich?“ Da rannte ich um mein Leben die zerbombte Straße entlang und hatte nur Angst, ich könnte stolpern und der Mann, der mit dem Fahrrad hinter mir her war, würde mich in ein Wasserloch werfen. Als mir die Puste ausgegangen war, schaute ich mich vorsichtig um, der Mann

war verschwunden. Der Fußweg durch die Trümmerstadt hatte für mich aber noch einen anderen Grund. Ich spürte sehr wohl, dass ich für die große Familie meiner Freundin noch eine Last mehr war, das machte mich immer sehr traurig.

In diesem schlimmen Jahr 1947 erhielt ich kurz vor den Sommerferien einen Brief von meiner Patentante Luise, der Schwester meiner Mutter, aus Karlsruhe. Sie schrieb mir, ich sollte doch zu ihr kommen, aber ich hatte ja kein Reisegeld und so habe ich den Brief gar nicht erst beantwortet. Meine Gedanken gingen dann zu meiner Mutter. Sie hatte uns Kinder immer damit zum Lachen gebracht, wenn sie ein bisschen „schwäbelte“, während sie die heimatlichen Spätzle ins kochende Wasser schabte. Sie selbst hatte als Waisenkind ihre Heimat in Ellmendingen schon früh verlassen, um ihren Unterhalt an der Nordsee zu verdienen. Dort lernte sie meinen Vater kennen und hinderte den Ausreisewilligen an seiner Fahrt über den großen Teich. Ein zweiter Brief meiner Tante kam mit der Bitte, doch nach Karlsruhe zu kommen mit dem Hinweis, vielleicht eine Unterkunft für mich bei einer Familie zu haben. Diesmal hatte sie die Fahrtkosten gleich mit beigelegt.

Im Sommer 1947 war Karlsruhe noch von den Franzosen besetzte Zone, ein ungutes Gefühl beschlich mich, denn von Franzosen hatte ich bis zu dem Zeitpunkt nichts Gutes gehört. So zögerte ich wieder und traute mich nicht allein zu fahren. Durch Zufall erfuhr ich von einem Mädchen, das mit ihrer Mutter nach Stuttgart fahren wollte, und ich fuhr mit. Am Bahnhof in Karlsruhe angekommen, stand ich wieder allein da. Von der Tante war keine Spur zu sehen. Ich hatte sie vor Jahren, als sie uns in Bremerhaven besuchte, nur einmal gesehen. Sie wohnte damals in der Bismarckstraße 63 und hatte die gleiche Hausnummer wie wir in Bremer-

haven. Sie diente in einem Zwölfzimmerhaus einem Herrn A. Gerber als „Mädchen für alles“. Heiraten wäre unter seinem Stand gewesen. Er fuhr den einzigen knallroten Sportwagen, den es damals in Karlsruhe gab, war Hobby-Photograph und lebte von dem Aktienkapital der vom Vater geerbten Fabrik in Durlach. Meine Tante hatte uns regelmäßige Ansichtskarten von ihren Reisen aus Tirol geschickt. Neben „von Eurer Tante Luise“ stand immer „und A. Gerber“. Aber das Haus in der Bismarckstraße, diese schöne große Villa, von der auch meine Mutter immer geschwärmt hatte, war beim Fliegerangriff auf Karlsruhe ausgebrannt. So stand ich nun auf dem Bahnhof und hatte von der Tante nur ihre neue Adresse von Durlach in der Hand.

Ich ging mit meinem Köfferchen auf einen uniformierten Mann zu mit der Frage: „Wie komme ich nach Durlach?“. Ich weiß nicht, ob ich „bitte“ gesagt hatte, jedenfalls antwortete er mir in ausländisch: „Da gehese danüber und fahrese mit demm Vierer“. Ich habe ihn wohl sehr komisch angesehen, denn er wiederholte diesen Satz unaufgefordert noch einmal. Es war „Zugzwang“, dass ich von einer Minute zur anderen eine Fremdsprache gelernt habe. Jedenfalls bin ich in Durlach angekommen und klingelte an der Turmbergstraße Nr.4 bei Gerber. Der Mann, von dem ich nur wusste, dass er „A.Gerber“ unterschreiben konnte, stand in seiner beachtlichen Größe vor mir und meinte: „Ja, ist denn die Luis‘ nicht dabei?“ Ich kannte meine Tante nur als Luise, aber ich verneinte. Daraufhin fragte mich dieser Mann aus der Höhe herab: „Ja, kannst Du kochen, kannst Du Leberknödel machen?“

Ich muss sehr ratlos ausgesehen haben mit dem Köfferchen in der Hand, von Leberknödel hatte ich im Leben nie gehört. Ohne eine Antwort abzuwarten bat er mich dann endlich einzutreten. Mein Staunen sollte sich noch steigern. Atemlos kam kurz darauf

meine Tante angestürmt, wir hatten uns am Bahnhof verpasst. Sie riss gleich ihre Schürze vom Haken und nahm mich mit in die Küche, um mir die Geheimnisse der Leberknödel beizubringen. Dabei erzählte sie mir, wie die Franzosen bei der Besetzung der Stadt Karlsruhe als erstes den schönen roten Sportwagen weggeholt hätten und dass sie hier in dem Haus nur geduldet wären. Beim anschließenden Essen wollten mir die wohl-schmeckenden Leberknödel nicht so un-gehindert rutschen, ich hatte eher das Gefühl, sie drückten mir die Kehle zu. Das kam aber erst, nachdem ich die Frage meiner Tante so gar nicht verstanden hatte: „Möchten der Herr noch ein paar Leberknödel?“ Im gleichen Moment bemerkte ich, als A. Gerber die Hand mit dem Messer geruhsam auf die Seite legte, dass an seinem Finger ein riesiger Schlangenkopf aufblitzte. Meine Güte, dachte ich, ist das heute oder vorgestern, wo bin ich eigentlich hingeraten?

Der August 1947 war sehr heiß. Tante Luise erzählte mir, es habe seit Mai in Karlsruhe nicht geregnet und mir wurde immer unbegreiflicher zumute. Komisch, die Fenster waren verdunkelt und Läden davor, Rollläden, sagte sie, müssten bei Sonne immer heruntergelassen werden. Ich fühlte mich eingesperrt. Bei uns in Norddeutschland werden bei Sonne die Fenster weit geöffnet, denn bei Regen und Wind muss man sie schließen. Dann versuchte ich, ein bisschen durch diese komischen Läden zu blinzeln und entdeckte auf dem Baum vorm Fenster etwas rundes, samtig rotes, ja, mehrere Früchte, die ich nicht kannte. „Das sind Pflirsiche“, sagte die Tante. „Pflirsiche?“, fragte ich erstaunt, es waren die ersten Pflirsiche, die ich im Leben auf einem Baum gesehen habe. Pflirsiche war ein Zauberwort für mich, ich spürte, wie mir das Wasser im Mund zusammenlief. Es könnte sein, dass es die Pflirsiche waren, die mich für diesen ersten Tag in Karlsruhe ausgesöhnt haben.

Der nächste Tag brachte die neue Überraschung, Tante Luise fuhr mit mir in der Straßenbahn von Durlach nach Grünwinkel. Schon der Name Grünwinkel war für mich, die ich nur noch Ruinen kannte, das Paradies. Aber erst mal sah ich auch hier wieder die vielen Trümmer, als wir durch die Kaiserstraße fuhren. Dann aussteigen am Entenfang, die Enten habe ich allerdings vergeblich gesucht, obwohl 1947 die Welt von Karlsruhe am Entenfang erst mal zu Ende war. Dann ein langer Fußmarsch, erst über die Bahngleise in Mühlburg, dann am Gasthof Engel und der Brauerei Sinner vorbei durch die Durmersheimer Straße. Hier begannen die riesigen Felder, das Getreide wurde gerade eingefahren. Dort, wo heute die großen Einkaufszentren liegen, hörten wir den Gesang der Lerchen. Es war wirklich ein kleines Paradies, dieses Grünwinkel. Jenseits der großen Getreideflächen sah man von weitem schon die Häuschen der Heidenstücker-Siedlung. Ich konnte mein Glück nicht fassen, dass dort zwei Menschen waren, die in ihrem Gärtchen saßen und schon auf mich gewartet hatten. Ich habe sie Mutter und Vater genannt und meine Kinder hatten später eine Oma und einen Opa.

Ich schaue zum Fenster hinaus in den sonnigen Vorfrühlingsgarten und überlege, wie viel Mal habe ich seitdem schon den Frühling in Karlsruhe erlebt, wie viele Jahre bin ich hier nun glücklich gewesen?

Hier lernte ich meinen Mann kennen, der 1950 mit dem Fahrrad aus Dresden gekommen war, um in Karlsruhe studieren zu können. Er wohnte in einer Gartenhütte und wollte sich beim Schlachtfest des Kleintierzuchtvereins einmal satt essen. Dort traf er mich mit meinen neuen Eltern Emma und Oskar.

Ich denke, Glück ist, wenn uns das Vertrauen in Gottes Führung nicht verloren geht.

Da fällt mir ein, ich wollte doch eigentlich gar nicht in Karlsruhe bleiben, ja, schon nach dem ersten Sommer wollte ich weg. Es waren die Schnaken, die Plagegeister der Rheinebene, die es damals fast fertiggebracht hätten, mich aus Karlsruhe wieder zu vertreiben.

Anmerkung der Redaktion:

Die Schriftstellerin Doris Lott hat diese Erinnerungen von Annemarie Pollack-Krakow unter dem Titel „Sag nicht immer früher "Früher ist schon lange vorbei", meinte mein Sohn“ in ihrem 1993 erschienenen Buch „Vom Glück in Karlsruhe zu leben“ veröffentlicht. Frau Pollack-Krakow ist 2013 verstorben. Wir danken für die Möglichkeit der auszugsweisen Veröffentlichung.

Berichtigung

In unserer letzten Folge beleuchteten wir die Geschichte der Grünwinkler Glockengießerei Bachert. Dazu erreichte uns ein Hinweis von Herrn Wolfgang Klein aus der Heidenstücker-Siedlung, für den wir ihm sehr dankbar sind. Herr Klein ist in Mosbach aufgewachsen und hat schon in seiner Schulzeit von der Glockengießerei Bachert in Dallau erfahren. Deshalb ist es ihm auch gleich aufgefallen, dass Dallau 1745, im Jahr der Ansiedelung des Familienunternehmens Bachert, nicht wie geschrieben „badisch“ war.

Nach den Franzosenkriegen Ende des 18. Jahrhunderts mit linksrheinischen Gebietsverlusten kam es unter Napoleon zu einer politischen Neuordnung Südwestdeutschlands. Dallau kam in diesem Zusammenhang wie auch weitere Gemeinden des Elztals 1803 an das Fürstentum Leiningen und 1806 an das Land Baden.

Gerhard Strack

Erinnerungen von Marga Götz aus der Heidenstückersiedlung

Jeder Krieg hinterlässt tiefe Wunden, die oftmals nicht heilen oder vernarben. Ich erinnere mich an eine junge Familie, die den Ehemann, den Vater und Ernährer verlor, und ich erinnere mich an eine Familie, die ihre Heimat verlor. Wie so viele!

Der Vater meiner Freundin wurde schon früh in die Wehrmacht eingezogen. Seit 1943 galt er in Rumänien als vermisst. Da waren meine Freundin und ich gerade mal 10 Jahre alt. Eine Ehefrau bekam damals nur dann eine Rente, wenn der Ehemann als Soldat gefallen war, nicht jedoch, wenn er als vermisst galt. So stand die 30jährige Mutter meiner Freundin mit vier Kindern im Alter von 3 bis 10 Jahren plötzlich völlig mittellos da.

Deshalb nahm sie nach dem Krieg Flüchtlinge auf. Das Häuschen in der Heidenstückersiedlung, kurz vor dem Zweiten Weltkrieg erst gebaut, war mit rund 70 qm Wohnfläche klein. Die Familie musste sich räumlich sehr einschränken. Und so konnte noch eine dreiköpfige Familie mit einem Sohn in unserem Alter einziehen. Gemeinsam teilte man sich die einzige Toilette im Haus, ohne Wasserspülung! Ebenso den einzigen Spülstein in der Küche mit dem einzigen Wasserhahn im ganzen Haus. Die Waschküche im Keller, in der auch eine Zinkbadewanne stand, war nur von außerhalb des Hauses zugänglich.

Zwei völlig fremde Familien mit fünf Kindern in einem kleinen Siedlungshäuschen, da blieb so mancher Konflikt nicht aus. Ein kaum verstandener Dialekt der Heimatvertriebenen aus der Tschechei kam hinzu. Die Mutter meiner Freundin war eine kluge, tapfere Frau. Sie verstand es immer wieder, die Wogen zu glätten. Die kleine Mieteinnahme war doch eine finanzielle Hilfe.

Nach einigen Jahren, es muss Anfang der 1950er Jahre gewesen sein, bezog die Flüchtlingsfamilie eine bescheidene aber eigene Doppelhaushälfte in der Hohlohstraße, im heutigen Schöllkopfweg.

Marga Götz

Erinnerungen von Richard Gäckle an die Wohnungsnot nach dem Zweiten Weltkrieg



Das ausgebrannte Haus Sinnerstraße 7.

Vor dem Krieg wohnt in der Neubruchstraße 4. Mein Vater wurde in den ersten Kriegstagen 1939 zum Militär eingezogen. Da war ich sechs Jahre alt. Bald darauf wurden meine Mutter und ich nach Schwäbisch Hall evakuiert, damit wir sicher waren vorm Beschuss der Franzosen über den Rhein. Wir wurden bei Familie Noller in Schwäbisch Hall aufgenommen, hatten aber großes Heimweh. Etwa ein halbes Jahr waren wir dort untergebracht. So ganz genau weiß ich es nicht mehr. Bis in die 1950er Jahre hatten wir noch Kontakt zur Familie Noller.

Etwa 1941 zogen wir in eine etwas größere Wohnung in der Sinnerstraße 7. Dort wurden wir beim Fliegerangriff auf Karlsruhe am 27. September 1944 ausgebombt. Das Haus brannte aus. Da wir im Erdgeschoss wohnten, konnten unsere Möbel gerettet werden. Zum Glück hatte die Decke über

der Küche Stand gehalten, sie war aus Beton. So konnten wir am anderen Tag den Rest des Hausrates noch abholen. Bei der Brauerei Sinner wurden für die Einlagerung Stellplätze ausgewiesen. Beim Abtransport mussten wir allerdings feststellen, dass einige Dinge, wie zum Beispiel die Nähmaschine fehlten.

Als wir ein paar Tage später zufällig in Daxlanden unterwegs waren, entdeckte meine Mutter an einem Fenster in der Vorderstraße unsere Vorhänge. Tage später bekamen wir durch den Bunkerwart Zutritt zu dieser Wohnung. Da stand schon im Flur unsere Nähmaschine. Die neue "Besitzerin" stritt alles energisch ab. Durch das Herausziehen der Schublade an der Nähmaschine war jedoch schnell klar, wem die Nähmaschine gehörte. Denn darin stand der Name der rechtmäßigen Besitzerin. (Siehe auch Grünwinkler Chronik Seite 320 ff). Nach einigen Tagen verließen wir Grünwinkel und gingen zu den Eltern meiner Mutter nach Unzhurst bei Bühl. Als die Franzosen in Unzhurst einmarschierten, mussten wir das Haus den Soldaten überlassen. Da meine Großeltern eine Landwirtschaft betrieben, blieb uns

nichts anderes übrig, als im Stall bei den Kühen zu schlafen.

Nach dem Wiederaufbau des Hauses in der Sinnerstraße 7 eröffnete der Arzt Dr. Feigenbutz seine Praxis in der Wohnung, in der wir zuvor lebten. Im Frühjahr 1985 starb Dr. Feigenbutz. Ihm folgte im Oktober 1985 Herr Dr. Schober, er übernahm die Arztpraxis.

Nach dem Krieg kam mein Vater leicht verwundet wieder nach Hause. Er erhielt auch gleich wieder Arbeit bei der Maschinenfabrik Geiger, bei der er zuvor gearbeitet hatte. Da er keine Wohnung hatte, lebte er bei Verwandten in der Margarethenstraße 21. Nach langem hin und her bekamen wir Anfang November 1945 in der Albsiedlung,



Nach einer Bombennacht wurden aus den zerstörten Häusern die noch brauchbaren Möbelstücke auf die Straße gestellt.

in der Vogesenstraße 47, eine kleine Wohnung zugewiesen. Meine Mutter und ich verließen am 11. November 1945 Unzihurst und kamen nach Karlsruhe zurück. Die Wohnung bestand aus zwei kleinen Zimmern im zweiten Stock, ohne Küche, Gas- und Wasseranschluss. Das Wasser musste in der gemeinsamen Toilette geholt, das Schmutzwasser dort wieder zurückgebracht werden. Die morgendliche Toilette, Kochen, Waschen und Bügeln spielte sich alles in einem Zimmer ab. Und hier musste ich auch die Schulaufgaben machen. Im Sommer war es sehr heiß, da mit Kohle-Feuer im Herd gekocht werden musste. Nach ca. einem Dreivierteljahr erlaubte der Vermieter, dass wir einen Gasanschluss legen lassen durften.

Da wir vom Wohnungsamt zwangsweise eingesetzt wurden, waren wir beim Vermieter nicht gerne gesehen. Das Vermieter-Ehepaar glaubte, uns mit vielen Schikanen bald wieder los zu werden. Wir wären auch gerne gegangen, aber das Wohnungsamt genehmigte uns keine größere, bessere Wohnung. Die größte Schikane erlebten

wir beim Wäschetrocknen im Garten. Dazu musste man durch die Küche der Vermieter. Sah es nach Regen aus und man wollte die Wäsche einholen, war oft niemand da. Die Küche war abgeschlossen, oder die Vermieter hatten keine Lust, meine Mutter durch zu lassen. So kam es hin und wieder vor, dass Petrus die Wäsche noch einmal nass machte. Das waren acht schlimme Jahre.

1953 baute die Volkswohnung im Mühlburger Feld viele neue Häuser. Ein bis zwei Mal in der Woche sprachen mein Vater oder meine Mutter auf dem Wohnungsamt vor. Endlich, im Herbst, bekamen wir die Zusage für eine sehr schöne Zwei-Zimmer-Wohnung im vierten Stock mit Küche, Bad, Balkon, Keller- und Speicherabteil in der Volzstraße. Um ja die Wohnung nicht zu verlieren, zogen wir im November 1953 ein, obwohl in beiden Zimmern noch der Estrich fehlte. Mehrmals mussten wir umräumen, bis der Boden fertig war. Trotzdem war die Freude bei uns riesengroß, endlich hatten wir ein schönes, ruhiges Zuhause. Wir fühlten uns da sehr wohl.

Richard Gäckle



*Zerstörungen
nach einem
Fliegerangriff
auf den West-
bahnhof.*

Ein Bautagebuch vermittelt Sozialgeschichte der frühen 1950er Jahre

Aus einer Haushaltsauflösung erhielten wir ein reich bebildertes Bautagebuch aus der Heidenstückersiedlung. „Am Anfang war die Idee“, steht in feiner Handschrift mit Bleistift auf der ersten Seite geschrieben. Es folgen zahlreiche Blätter grünen Kartons, von einem Heftstreifen zusammengehalten, mit den für die damalige Zeit typischen Schwarz-weiß-Fotos mit gezacktem weißem Rand. Jedes kommentiert mit persönlichen Eindrücken und auch Hinweisen auf den noch nicht verarbeiteten Krieg. Ein Stück Sozialgeschichte der frühen 1950er Jahre.





Es waren acht Männer mit ihren Familien, alle Mitarbeiter der Firma Carl Metz Feuerwengerätefabrik und unterstützt vom Evangelischen Hilfswerk Heidelberg, die im Strahlenburgweg eine Doppelhaushälfte und im Wachenburgweg einen Viererblock bauten. Der Rohbau wurde gemeinsam erstellt. Anschließend erfolgte der Innenausbau eigenständig. Baubeginn war im Jahr 1950, Einzug 1952. Eine der Voraussetzungen war, dass alle das oberste Stockwerk an Flüchtlinge vermieten mussten. Eine weitere, nicht behördlich vorgegebene Voraussetzung war, dass alle mitgeholfen haben, wie unsere Fotoauswahl auf den Seiten 171 bis 173 zeigt.

Gerhard Strack





Die Barackensiedlung am Dohlenweg

Wo heute ein großes Wellness- und Fitness-Zentrum entsteht, stand früher die Badenia-Druckerei und daneben bis 1968 eine Barackensiedlung „Dohlenweg“ genannt.

Entstanden ist sie nach dem Zweiten Weltkrieg, als Karlsruhe 65.000 Flüchtlinge aufnahm und die Stadt selbst stark zerstört war. Eine heute unvorstellbare Wohnungsnot erforderte unkonventionelle Hilfsmaßnahmen.

Wir widmeten unser Treffen des Geschichtskreises im Mai 2014 dem „Dohlenweg“. Dabei kam manches ans Licht, was man in Geschichtsbüchern nicht nachlesen kann. Wobei über die Siedlung ohnehin wenig zu finden ist.

In unserer Stadtteilchronik „Grünwinkel – Gutshof. Gemeinde. Stadtteil“ berichten Bertold Kunz im Kapitel „Aus der Schulge-

schichte“ und Eduard Jüngert in „Die katholische Gemeinde“ von sozialen Problemen in den 1960er Jahren.

In unserem Zeitzeugengespräch erfuhren wir, dass es zwei, eher drei Barackenreihen in einfachster Bauweise gewesen sein mussten: kein fließendes Wasser, „Plumpsklo“, usw. Sie lagen am Bietigheimer Weg, der angeblich nach Protesten der Gemeinde Bietigheim in Dohlenweg umbenannt worden ist. Der Weg führte von der Pfalzstraße, das ist die heutige Rheinhafenstraße, in südwestliche Richtung. Das Adressbuch der Stadt aus dem Jahr 1960 weist 18 Hausnummern und ca. 200 Bewohnerinnen und Bewohner aus. Kinder sind dabei nicht berücksichtigt.

Oft waren es Kriegsopfer, die im „Dohlenweg“ wohnten. Kinderreiche Familien, Witwen, in Not geratene Menschen, die nach Möglichkeit schnell ein anderes Zuhause suchten. Von Stigmatisierung war die Rede, Kinder schämten sich, ihre Adresse anzugeben. Es wurde aber auch von fleißigen Handwerkern berichtet, die man kannte, von „pikobellen“ Familien, die dort wohnen mussten.

Doch die Badischen Neuesten Nachrichten berichteten am 19. August 1968 auch von „Sippenfehde mit Schießerei in der Barackensiedlung im Dohlenweg“ (s. Foto).

Viele konnten sich an große Hilfsbereitschaft erinnern. Beispielsweise verteilte die katholische Gemeinde St. Josef jeden ersten Freitag im Monat einen Zentner Mehl. Pfarrer Theodor Söhner habe sehr oft Familien besucht, für Kommunionkinder Kleider gesammelt und mit finanzieller Unterstützung ein kleines Fest ermöglicht.

Auch die Stadt Karlsruhe verlor die Menschen im Dohlenweg nicht aus dem Blick. Unser Titelfoto zeigt den damaligen Sozialdezernenten und späteren Oberbürgermeister Otto Dullenkopf, wie er an Heilig Abend 1965 im Beisein von Stadträten Geschenke an Kinder verteilt. Und Ende der 1960er Jahre wurde die Barackensiedlung abgebrochen, nachdem man die Menschen in anderen Wohnungen im Stadtgebiet untergebracht hatte.

Gerhard Strack



Auch die Badenia-Druckerei im Hintergrund gehört der Vergangenheit an.



Edgar Kunz

(* 21.11.1903, † 16.10.1981)

Vonseiten des Bürgervereins wurde ich – Bertold Kunz – gebeten, einige Zeilen über meinen Vater zu schreiben. Obwohl es nicht leicht ist, über den eigenen Vater zu schreiben, will ich den Versuch unternehmen.

Edgar Kunz war ein überzeugter und überzeugender Grünwinkler, obwohl er eigentlich von Haus aus ein Mensch des Kraichgaus war. Er kam allerdings schon als Jugendlicher mit seiner Familie nach Karlsruhe. Nach dem Besuch der Volksschule, danach der Oberrealschule, kam er nach dem Besuch des Lehrerseminars zum Beruf des Lehrers. Schon während der Ausbildungszeit kam er auch zu seinem zweiten Lebensschwerpunkt, der Musik. Die Musik war es auch, die er schon als ganz junger Mensch in Grünwinkel ausübte; er wurde Organist an der St. Josefskirche. Bald danach, etwa 1931 übernahm er auch die Leitung des Kirchenchores. Von 1935 bis 1945 übernahm er beide Dienste auch in Stettfeld, wohin er sich gemeldet hatte, um Lehrer auf einer Planstelle und Beamter auf Lebenszeit zu werden. Schon 1949 kam er mit seiner Familie wieder nach Grünwinkel. Er wurde Lehrer in Daxlanden und nach einem Jahr in Grünwinkel. In St. Josef übernahm er wieder den Kirchenchor und den Organistendienst. Er wurde dann Konrektor an der Schule in Grünwinkel und war dadurch Lehrer vieler Generationen Grünwinkler Kinder.



Er prägte das musikalische Gesicht des Kirchenchores über viele Jahre, bis er im Jahr 1966 als Lehrer in Pension ging und zu seinem Leidwesen mit dem gleichen Jahr auch seinen Dienst in der Kirche aufgeben musste. Ein körperliches Leiden zwang ihn dazu.

Mein Vater war trotz seines Wirkens in der Öffentlichkeit eher einer der Stillen in Grünwinkel. Sogar in seiner Familie und in den Kreisen seiner Freunde und seiner Verwandtschaft wollte er nicht auffallen. Dennoch fehlt er noch heute mit seinen Stärken und seinem treuen Wirken. *Bertold Kunz*

REDAKTION: GRÜNWINKLER GESCHICHTSKREIS (GERHARD STRACK, HUBERT BUCHMÜLLER)

GESTALTUNG: HOB-DESIGN, OLIVER BUCHMÜLLER

BILDNACHWEIS: S. 161: Stadtarchiv Karlsruhe, 8/BA Schlesiger / A12_198_6_26 | S. 168: Richard Gäckle | S. 169: Archiv Bürgerverein Grünwinkel | S. 170: Stadtarchiv Karlsruhe, 8_Alben6_57b | S. 171–172: Archiv Bürgerverein Grünwinkel | S. 174: Stadtarchiv Karlsruhe, 8/BA Schlesiger / 8_BA_Schlesiger_A11_117_7_10 | S. 175: Stadtarchiv Karlsruhe, 8/BA Schlesiger / 8_BA_Schlesiger_A16_46_4_1 und Stadtarchiv Karlsruhe, 8/BA Schlesiger / 8_BA_Schlesiger_A15_170_2_16a | S. 176: Bertold Kunz